

Bei der Königin der Kurzgeschichte

Gabriele Wohmann

Publik Forum Extra, 1. Oktober 2025 - Von Georg Magirius – Redaktion: Doris Weber

Wie stellt sie es sich vor, im Himmel anzukommen? Das wagte ich zu fragen, weil ich vermutete: Auch diese Antwort würde sich aus der hiesigen Welt nicht davonstehlen. Und so war es dann auch.

Das Werk der Schriftstellerin Gabriele Wohmann umgibt einige Superlative. Sie wird schon mal in einer Reihe mit Goethe, Schiller und Thomas Mann genannt. Jugendliche lesen in den Schulen Erzählungen von ihr. Sie gilt als Königin der Kurzgeschichte. Auch



wenn sie sich auf

Foto: Jule Kühn

hervorragende Weise kurzfassen konnte, stammt von ihr das wohl umfangreichste deutschsprachige literarische Werk der vergangenen Jahrzehnte. Trotz dieser Superlative galt ihr Interesse nicht dem Stärksten, Höchsten, Schönsten. Oder doch! Nur wollte sie das im Gewöhnlichen entdecken, in ihrer unmittelbaren Nähe. Deswegen besuchte ich vor einigen Jahren die damals 78-Jährige in ihrem Haus im Park Rosenhöhe in Darmstadt. Ich wollte mit ihr über das Schöne, Ewige, den Himmel sprechen, das Paradies. Aus natürlichen Gründen gibt es darüber keine handfesten

Informationen. Dazu gilt Gabriele Wohmanns Schreiben als realistisch. Kaum jemand habe so scharf wie sie beobachtet, heißt es oft.

Allerdings war mir aufgefallen: Die Heldinnen und Helden ihrer Geschichten sind häufig spielerisch veranlagt, sehnsüchtig. So überlegen sie immer wieder einmal, was nach dem Tod kommen könnte. Verblüffend, ungewöhnlich konkret und manchmal sogar komisch lesen sich diese Überlegungen. Bei unseren Gesprächen über den Tod hinaus geschah aber wie nebenbei noch etwas Anderes. Vielleicht sogar ist das noch faszinierender als ihre Himmelsträume. Indem sie in ihre spielerischen Himmelsahnungen Alltägliches platzierte, veränderte sich das Gewöhnliche. Es begann zu leuchten. So entstanden Augenblicke, die ich als schwebend erlebte. Alles schien dann zu stimmen. So friedlich aber ging es anfangs gar nicht zu. Ich hatte ihr Einverständnis, ein Buch aus den Gesprächen zu machen. Als ich dann aber vor ihr saß, handelte sie nach meiner ersten Frage das große Thema Ewigkeit bündig ab.

Für mich ist es eine furchtbare Vorstellung, dass alles im Hier und Jetzt sein müsse. Das kann niemand erreichen. Wenn es schön ist, dann ist es vorübergehend, sehr vorübergehend. Der Augenblick ist das jeweils Entscheidende. Dann kommt der nächste Augenblick und schon ist es wieder vorbei. Dass es aber konstant schön, ideal und wunderbar ist, das kommt hinterher, nach dem Tod: »Dann geht der Vorhang erst richtig auf.« Das hat der Theologe Karl Barth zu einem Studenten gesagt, der solche Angst vor dem Tod hatte.

Weiteres könne ich in Essays von ihr nachlesen, sie wolle sich nicht wiederholen. Pause. Auch wenn ich nicht über ihre Beobachtungsschärfe verfüge, stellte ich an ihr eine fast unmerklich triumphierende Miene fest. Das mit dem Himmel schien mir nun mehr als hoch gegriffen, unsagbar weit entfernt. Dann aber kam mir eine Idee: Wenn

die Himmelshoffnung für ihre Figuren überraschend alltäglich ist, dann könnten wir doch auch einfach über Alltägliches sprechen? Damit war sie einverstanden.

Viele denken, Schriftsteller sind chaotisch. Bei mir ist es anders. Ich habe einen fest umrissenen Tagesablauf. In freue mich auf bestimmte Zeiten innerhalb dieses Tagesablaufs. Eine Lieblingszeit ist um Halbelf, wenn ich die zweite oder dritte Gauloise rauche und mit meinem Mann eine kleine Pause mache. Dann muss ich sehen, dass ich mich irgendwie auf die Arbeit konzentriere. Bald kommt ein zweites Glücksmoment: Ich freue mich auf die Mittagessenszeit, wo ich einen gewaltigen Hunger habe und mein Mann was Gutes kocht. Gestern hatten wir Cravatti mit Chili. Cravatti ist eine Nudelart – wunderbar! So bin ich für eine Weile gut untergebracht. Dann: Ich freue mich auf den Espresso, wieder mit der Gauloise.

Das mit der Gauloise hielt sie während unserer Gespräche immer ein. Es wirkte wie ein Atemholen, ein tiefer Genuss. Den Gast drängte sie, Sherry zu trinken. Sie selbst trank seit Jahrzehnten keinen Alkohol. Mit ihrem Fernsehfilm „Entziehung“ aus dem Jahr 1973 war sie weit über den literarischen Kosmos bekannt geworden, für viele eine Ikone. »Die Erinnerung an den Alkohol aber ist noch gut«, sagte sie. Auch in ihren Erzählungen wurde weiter getrunken. Ihr blieb anderes, um sich einen Kick zu holen.

Vanilleeis! Das ist eine Art Labsal, hat nicht mehr viel mit dem Irdischen zu tun, hebt schon sehr ab. Mein Mann kauft Packungen, neulich hatten wir wieder mal eine. Davon nimmt er relativ wenig. Ich habe dann fast die ganze Packung geleert, ich weiß gar nicht, wie viel Gramm oder Liter das sind. Jedenfalls reicht es: Eine halbe Stunde löffele ich. Wenn es wenig ist, dann bin ich gerade am Verzweifeln. In Lokalen bestelle ich es nicht, weil es immer viel zu wenig ist, drei Kügelchen. Das hört sofort wieder auf! Sie müssen Packungen nehmen! Ich habe einen Napf, und

das Eis wird dann aus dem Behälter in den Napf gefüllt. Mein Mann nimmt eine kleine und ich die Riesenportion. Wir essen das als Mittagessen, das muss frisch gegessen werden. Das gibt es dann statt Mittagessen, aber selten, eben dann, wenn mein Mann gerade zufällig zum Einkaufen fährt.

Als ihr Schreiben immer erfolgreicher wurde, war die Kritik begeistert von ihrem schwarzen Blick, mit dem sie ihre Umgebung sezierte. Genauso wurde ihr dieser angeblich böse Blick später vorgeworfen. Gegen diese Zuschreibung aber wehrte sie sich von Anfang an. In einem Anfang dieses Jahres aufgetauchten Brief vom 18. November 1978 schreibt sie einer Leserin aus Bremen, die sich in Wohmanns vermeintlicher Hoffnungslosigkeit wieder zu erkennen meinte: Es sei »ein Missverständnis, ich sei TROSTLOS, UNTRÖSTLICH, ohne Hoffnung«. Ihr Schreiben zeige doch bei aller Schmerzempfindlichkeit ein genauso großes Glücksempfinden. Sie habe ihr »trübes Image zum Überdruß und zur Gereiztheit leid«, es mache ihr eine Unlust, »fast einen Ekel«. Tatsächlich erlebte ich ihr ungewöhnlich ausgeprägtes Glücksempfinden in unseren Gesprächen immer wieder.

Gegen die schreckliche Langeweile hilft mir das Fernsehen. Auch das ist wieder eine Unterbringung: Meine Begeisterung fürs Fernsehen kommt daher, dass ich von jeher gerne Filme gesehen habe und früher ins Kino gegangen bin. Jetzt ist Kino halt im Hause. Man muss vorlieb nehmen mit dem, was man angeboten bekommt, denn ich kann nicht mehr gut aus dem Haus gehen. Also ist das Fernsehen jetzt Ersatz, aber auch sehr gemütlich: Man kann sich bereits präparieren für die Nacht, bis aufs Zähneputzen ist man schon bereit fürs Schlafengehen. Und dann noch Fernsehen! Das stimmt: Auch in meinen Büchern findet sich das immer wieder, die Figuren schauen eben gerne fern. Das findet man sonst nicht oft bei Schriftstellern? Vor allem, dass sie es nicht zugeben, das ist es doch! Warum ich es mich traue zuzuge-

ben? Ich traue mich halt einfach. Es hat doch keinen Sinn, dass ich in einem Interview dann irgendwas erzähle: Abends sitze ich immer noch am Schreibtisch und schreibe letzte Gedichte. Aber es ist nicht das Fernsehen allein, was wunderbar sein kann, sondern dass es kein spartanisches Gucken ist. Ich nehme mir Teile meines Abendessens mit zum Fernsehen. Das ist der Hauptgenuss: irgendetwas in den Mund zu stecken und Bilder zu betrachten.

Erhabenes deckte Gabriele Wohmann im Alltäglichen auf. Doch verklären wollte sie den Alltag nicht. Er führe oft genug vor Augen, was zum Idealzustand fehlt. So sei die Küche kein Ort der Geborgenheit, eher einer der Nervosität. «Ich bin leider keine gemütliche Köchin – wäre ich gern.» Aber selbst dort könne Trost erfahren werden, wenn „sonst vielleicht niemand da ist und ich keine Dose aufmachen muss, dann ist es fast ein wenig kapellenartig. Und wenn die Glühbirne das Innere des Eisschranks in gelbliches Licht hüllt, kann man schon mal die Assoziation vom Ewigen Lämpchen in der Kirche haben.« Auch in Friseursalons könne man auf Traumartiges stoßen, mit all den Düften eine besondere Sphäre erleben. »Und die Friseurinnen sind alle perfekt frisiert, geben einem komische Ratschläge. Eine himmlische Welt aber ist das sicher nicht.« Deswegen ist die Frisur für die Ewigkeit eine, die Friseursalons überflüssig macht: »Ideal wäre eine, die immer gleich bleibt, in irgendeinem Idealzustand gleich bleibt. Das ist das Ende der Vergänglichkeit. Oder vielleicht doch eine, die gewechselt werden kann – augenblicklich? Nein, ich muss immer die eine haben, zu meiner Identität passend, das ist es.« Anders als Friseursalons hielt sie sich in Hotels lieber auf. Trotz ihrer vielen Lesereisen waren sie ihr nie gewöhnlich geworden.

Hotels können schon eine Vorahnung himmlischer Behausungen sein. Es kommt aber auch auf die Menschen an, das Personal. Man kommt rein in eine wunderbare Halle, es ist gedämpft, ausgelegt mit Teppichen, man geht zur Rezeption. Gleich

stehen da reizende Girls und ein angenehmer Portier, dem man das Vertrauenerweckende und das Geheimnistuerische ansieht. Dann habe ich immer gleich zusätzlich ein Kopfkissen geordert und gefragt: »Ist auch ein Bademantel im Zimmer? Und bitte eine Tasse Kaffee jetzt gleich rauf!« Das waren meine Standardanliegen. Kopfkissen sind immer zu knapp, das weiß man im Voraus. Der Bademantel ist auch nicht selbstverständlich. So wussten die gleich, dass ich Ansprüche stelle. Es ist nicht rühmlich für mich! Dass ich nicht bescheiden und devot ankam und mich für alles hundertfach bedankt habe. Aber das Bedanken ist selbstverständlich, das habe ich natürlich schon getan. In einem wirklich schönen Hotel, in einem gepflegten, ist eine wunderbare Abgeschlossenheit. Man hängt sein Do not disturb-Schild heraus und dann war man allein. Ich habe auch sehr viel geschrieben in Hotels oder Post erledigt. Wenn Zeit war, bin ich noch durch die jeweilige Stadt gelaufen, um etwas kennenzulernen. Ich bin in katholische Kirchen gegangen, weil die evangelischen geschlossen waren. Und wenn ein kleiner Park da war, auch noch durch den. In Kirchen bin ich am liebsten allein – oder mit einem Organisten, der spielen soll. Das ist der Glücksfall, wenn einer gerade Orgel übt. Das ist der wahre Zusammenklang: Bachmusik und die Kirche als Umgebung.

Meine letzte Frage war die nach dem Ende. Wie stellt sie es sich vor, im Himmel anzukommen? Das wagte ich zu fragen, weil ich vermutete: Auch diese Antwort würde sich aus der hiesigen Welt nicht davonstehlen. Denn ohne Irdisches wäre das Himmlische für sie kein Trost. Sie zögerte, weil das Ankommen vielleicht dann doch ein Geheimnis bleiben müsse – und entschied sich schließlich wieder fürs Spielen, weil sie vom Ankommen etwas in Augenblicken der Vorfreude ahne, »kurz vor der Erfüllung, in irdischen Glücksgefühlen, die weiterspielen lassen, wie es sein könnte.« Ihr Schlussbild entwarf sie an einem Tag, als es heiß und trocken war, was sie gar

nicht mochte. »Darmstadt ist mir viel zu sehr drinnen, im Binnenland. Hier regnet es fast nie.« Das Bild für den Anfang des Himmels hatte sie vom Rand, von außerhalb.

Ich bin Nichtschwimmer, kann nur im Meer, im Salzwasser, ganz gut schwimmen. Hinter der ersten Welle fing ich an zu schwimmen, Brandungswellen stören natürlich beim Schwimmen. Bei Ebbe geht es besser. »Das Meer abgelden«, haben wir es genannt. Denn es ist nie so richtig heiß an der Nordsee, und dann noch in das kalte Wasser dazu. Aber ich hab's unbedingt machen müssen aus einem inneren Zwang heraus, vielleicht wegen der Vorfriede des Wiederherauskommens. Vorbei! Endlich angekommen: Im Strandhäuschen Genever trinken als Belohnung.«

Gabriele Wohmann lebte von 1932 bis 2015. Von ihr erschienen Romane, Hörspiele, Fernsehfilme, Gedichte und mehr als 650 Kurzgeschichten. Bücher von ihr wurden in viele Sprachen übersetzt. Ihr erfolgreichster Roman ist „Paulinchen war allein zu Haus“.



Georg Magirius, geboren 1968, ist Journalist und „Geschichtenerzähler“. Er ist Herausgeber von Gabriele Wohmanns Büchern „Sterben ist Mist, der Tod aber schön – Träume vom Himmel“ und „Eine souveräne Frau – Die schönsten Erzählungen“.